

Wiener Bilder vom heutigen Tage.

Wien, 8. August.

Ein Infanterieregiment marschirt über die Ringstraße. Das ist ein Bild, wie wir alle es in diesen Tagen oft und oft in uns aufgenommen haben. Aber immer wieder wirkt es mit der Macht eines starken inneren Erlebnisses. Vielleicht ist es das merkwürdigste dieser unerglichen Tage, daß ein jeder von uns es förmlich physisch fühlt, wie er ein anderer und ein besserer Mensch wird, wie die Borurteile von ihm abfallen, die Hochmüthigkeiten und die Kleinlichkeiten, wie man sich jeder Kälte und jeder egoistischen Regung schämt, wie das Wort Mitmensch aufhört, leerer Schall und Rauch zu sein, und wir uns alle als Brüder fühlen. Sawohl, man darf wieder pathetisch fühlen, pathetisch denken und sogar pathetisch sprechen, und eine neue Zeit ist angebrochen, die der Blasiertheit das Grab schaufelt, der tändelnden Ironie und der frivolen Zweifelsucht. Schämt sich keiner, dem heute die hellen Tränen über die Wangen liefen, als er in der Reitallee der Ringstraße stand und über den Fahrdamm unsere Jugend marschierte, unsere Hoffnung und unser Stolz. Das war keine Wehleidigkeit leicht erregbarer Nerven, keine Gefühlseligkeit, die sich in billiger Nührung ausschwellt. Was man aber da sah, das rüttelte an dem Innersten des Beschauers, das schmolz Eiskrusten um harte Herzen, das war wie eine jener gewaltigen Naturerscheinungen, vor denen das einzelne Individuum sich so schwach und so klein vorkommt.

Die Hunderte und Tausende, die in gleichem Schritt und Tritt einherziehen, haben jeder ein Einzelschicksal. Jeder hegt andere Hoffnungen und Besürchtungen, verschiedenartige Wünsche und Sorgen. Am Alltags nützlich. Da mag es vorkommen, daß der Nebenmann Interesse hat, die denen des anderen schnurstracks zuwiderlaufen, daß dieser und jener im erbitterten Daseinskampf mit Häuten und Nägeln und Zähnen gegeneinander anstürmen. Und das alles ist über Nacht verschwunden. Diese ganze Menschenmasse beherrscht ein Gefühl, beseelt ein mächtiger Wille, läßt ein Streben alles Trennende vergessen. Was wir Jahrzehnte hindurch als die stärksten Realitäten angesehen haben, hat über ja und nein Wirklichkeitswert verloren, und anderes, was uns Wort ohne Inhalt, im besten Fall nicht mehr als wohlthuende Phrase der Tagespolitik bedeutete, ist plötzlich zur wuchtigen, Ehrfurcht einflößenden Tatsache emporgewachsen.

Volksherr! Unser Volk in Waffen! So denkt man in diesen Tagen, wenn unter dem Klängen der Marschmusik unser Fleisch und Blut durch die Straßen Wiens marschirt. Das ist keine Soldateska voll Rauflust und Beutegedanken, wie sie uns die Geschichtsbücher der Vergangenheit vor das geistige Auge führen, ganz ebenso wie das, was wir heute erleben, ein Krieg ist, der wie kein anderer seiner zahllosen Vorgänger ein Volkstriebe zu heißen sich rühmen darf. Die da vorbeimarschieren sind Kinder unserer Zeit. Keiner anderen Generation können sie angehören, als dem jetzt lebenden Geschlecht. Kein stumpfer Herdentwille spricht aus ihren Mienen, sondern freie Selbstbestimmung und reife Erkenntnis ihrer großen Aufgaben. Wir durften uns heute dessen freuen, wie das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft in unserer Armee den idealen Anforderungen der Neuzeit entspricht, wie jeder Vorgesetzte sich seiner Pflichten noch weit mehr bewußt zu sein schien als seiner Rechte. Das sind keine Soldaten, deren Wohlbefinden etwa dem starren Wortlaut künstlich abgezierter Vorschriften geopfert wird. Unbeschadet stammer Disziplin und peinlicher Ordnung ist ihnen auf dem Marsch jede Freiheit gewährt, die mit dem Gesamtzweck vereinbar scheint. Und sie marschirten mit einem freudigen Glanz, als ginge es zu irgendeiner harmlosen friedlichen Ausrückung. Nirgends eine Spur von Verdrossenheit oder Widerwilligkeit; aber auch kein Bramarbastum und keine leichtsinnige Gascognermiene.

Dichte Spalriere ballten sich auf dem ganzen Weg der Truppen zusammen. Ein Grüßen und Rufen, ein Hutschwenken und Lächerwehen, Hoch und Heil klingt es hüben und drüben. Die Offiziere danken mit dem Säbel. Da und dort lösen sich aus dem Publikum Männer und Frauen. Sie treten an die Reihen heran und überreichen den Soldaten Liebesgaben. Die nächstliegenden Traffken werden alle ihre Zigarren- und Zigarettenvorräte los. Da ist eine Wäscherin von ihrem Wagerl gesprungen, hat im Tabakladen Vorräte zusammengelaufen und nun teilt sie aus ihrer bunten Schürze an die Vorüberziehenden reichliche Gaben aus. Andere waren wohl versorgt auf dem Weg, den die Truppe nimmt, gekommen. Sie haben Viktualien aller Art mitgebracht und die Beschenktien sind in fröhlicher Berlegenheit, wie und wo sie die gutgemeinten Spenden unterbringen sollen. Dort wird ein stonder Offizier, der, hoch zu Ross, wie ein junger Siegesgott aussieht, aus einem Blumenladen heraus mit Blumen förmlich überschüttet. Geschickt fängt er eine Rose auf und befestigt sie an der Kappe. Ueberhaupt hat dieser Vorübermarsch die ganze angeborne Liebenswürdigkeit der Wiener gezeigt. Die Wiener in der Marschkolonne, die Wiener im Publikumspalier haben voneinander Abschied genommen, und unter all den Rufen, die durch die Luft schollen, war der: „Auf Wiedersehen!“ der am öftesten gehört wurde.

Es ist bereits ruhiger und stiller in Wien geworden und in den äußeren Bezirken, in den Arbeitervierteln zumal, drücken sich in der Physiognomie der Wiener Straße

die weltgeschichtlichen Ereignisse dieser Tage auch anders aus, als durchziehende Truppen, mannigfaltige Uniformen, rassende Geschütze und das Spiel der Militärkapellen es vermögen. Auf der Tür dieses und jenes kleinen Geschäftes sieht man kleine weiße Zettel, auf die eine manchmal ungelente Hand die vielfachigen Worte geschrieben hat: „Wegen Einrückung geschlossen.“ Anderswo hat sich die Wienerin, die das Herz an der rechten Stelle hat und den Kopf oben zu behalten weiß, wenn sich die Wolken noch so finster und gewitterdrohend zusammenballen, resolut auf den Platz des Mannes gestellt. Beim Greisler, beim Fleischhauer, beim Selcher hat die Frau zu den Haushaltungssorgen auch die Führung des Geschäftes übernommen. In den Weinbergen und in den Gärten verrichtet sie mit den größeren, aber noch unmündigen Kindern die Arbeit des Mannes. Dafür ist es auf den freilich nicht allzu dicht gesäten Kinderspielplätzen in den äußeren Bezirken seltsam leer geworden. Kaum daß da und dort ein kleines Mäderl Mütterchen spielt und noch kleinere Geschwister behütet und beaufsichtigt. Noch weiter draußen hat das Publikum schnell verstanden, statt zu raunzen und zu räsionieren, sich den geänderten Verhältnissen anzupassen und der kleineren oder größeren Unbequemlichkeiten und Mißlichkeiten der ungewöhnlichen Zeit Herr zu werden. Viele Parteien holen beispielsweise selbst ihre Post von den Postämtern oder eine Partei hat diesen Weg für alle anderen Mitbewohner des Hauses übernommen und pfuscht wohlgenut dem eingerückten Briefträger ins Handwerk. Wien hat eine ernste und gefasste, aber keine vergrämte oder gar verbitterte Miene aufgesetzt.